

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 7. März

1916.



Schlittenkolonne auf der Fahrt durch den Winterwald im Osten.

Phot. N. Semcke.

Die Radikalkur.

Novelle von M. Knefke-Schoenau.

Errika Schönberg war überjelig. Soeben hatte sie ihrer Mutter, der verwitweten Sanitätsrätin Schönberg, die Erlaubnis abgeschmeichelt, den Vetter Luß Erdmann und seine Frau Helene auf vierzehn Tage zu besuchen. Luß war jugendlicher Held am Hoftheater zu M... und Erilas „Schwärm“ seit fünf Jahren, wo sie ihn zum ersten Male als Max Piccolomini im Stadttheater bewundern durfte. Erilas brennender Wunsch, selbst zur Bühne zu gehen, war ihr von der Mutter stets abgeschlagen worden, deshalb war sie doppelt überrascht und erfreut über die Erlaubnis zu dem Besuch bei Luß, da sie daran geheime Hoffnungen knüpfte. Sie erstikte die Mutter fast mit ihren Dankesbezeugungen und schoss dann wie ein Pfeil zur Tür hinaus, um ihr Glück dem ganzen Hause zu verkünden. In der Tür traf sie mit einem jungen Manne zusammen, der eben ihrer Mutter einen Besuch abstatten wollte.

„Doktorchen, hören Sie, stannen Sie: Ich reise zu Luß Erdmann nach M., um einmal in vollen Jügen Kunst zu schmelgen.“

Doktor Herbst stand wie angedonnert und schaute mit verdüstertem Gesicht zu der Sanitätsrätin hinüber, die ihm lächelnd entgegenkam und ihn zum Niedersehen einlud.

„Warum taten Sie mir das?“ fragte er, nachdem er ihre Hand ehrerbietig geküßt hatte. „Haben Sie Ihre Ansicht, daß ich ein passender Schwiegerjohn für Sie wäre, geändert?“

„Im Gegenteil, lieber Freund! Aber da Erilas Flattersinn das Theater mit seinem Scheinleben immer noch für das Höchste hält und für wirklichen Menschenwert und den Ernst des Lebens noch keinen Maßstab hat, will ich ihr einmal einen nähern Einblick in das Künstlerleben gestatten. Vielleicht —“

„Ein gefährlicher Versuch!“ murmelte der junge Arzt.

„Zugestanden! Aber gerade Sie als Arzt sollten wissen, daß man oft zu einer Radikalkur genötigt ist. Beunruhigen Sie sich nicht! Vertrauen Sie mir und auch ein bißchen Erika.“

Endlich war der große Tag gekommen, wo Erika das Ideal ihrer Mädchenträume wiedersehen sollte. Ob Luß wohl noch die vollen Loden trug, und ob die wunderbaren, stahlblauen Augen noch immer so feurig und zärtlich zugleich blicken würden? Und wie die Frau sein mochte, diese Tanzstundenliebe aus dem Provinznest, welcher der verwohnte Künstler, der die Hand nach den ersten im Lande hätte ausstrecken dürfen, so die Treue gehalten hatte? Und was er wohl zu ihrer Begabung sagen, ob er ihr zur Bühne raten würde?

Unwillkürlich hob Erika das kleine Beilchenkränzchen an ihr Näschen und atmete den süßen Duft ein. Doktor Herbst hatte es ihr an die Bahn gebracht — ein Ereignis bei seiner knappen Zeit — und sie beim Abschied so lieb und treu angeblickt, so bang fragend — Seltzam, sobald sie sich die blauen Augen des Veters vorstellten wollte, schoben sich diese dunkeln, fragenden Männeraugen dazwischen.

„M...! Hauptbahnhof! Fünf Minuten Aufenthalt!“

Errika fuhr auf aus ihren Träumen und wäre beinahe ausgestiegen. Aber sie mußte ja zum Ostbahnhof fahren, da Erdmanns in einem Vorort wohnten. Sie trat ans Fenster und wunderte sich über den kleinstädtischen Bahnhof. Der Ostbahnhof war noch entmutigender, fast nur eine Haltestelle. Ein Blick auf den Bahnsteig überzeugte sie, daß sie nicht erwartet wurde, wie sie im stillen gehofft. Außer einigen Marktfrauen mit hochgepackten Tragkörben befand sich nur ein dicker Herr in einem vertragenen Bozener Wettermantel und mit schädigem grünen Filzhut auf dem Bahnsteig. Eine Art Schweinstreiberhod mit großer Krude trug er über den rechten Arm gehängt. Errika tazierte ihn auf einen Landwirt und riß die Augen nicht schlecht auf, als ihr dieser Dide plötzlich zwinkte und mit einer Stimme, deren sonoren Klang sie nur zu gut kannte, zurief: „Ah, da ist sie ja, die kleine Erika!“

Er küßte sie etwas väterlich auf die Stirn, faßte sie unter und mit der andern Hand einen herbeiellenden Träger abwinkend, ergriff

er selbst ihren Handkoffer und zog die noch ganz Fassungslose mit sich fort. „Komm, komm! Sonst fähst uns die Elektrische davon!“

Atemlos langten beide bei dem Wagen an. Errika wurde hineingeschoben, der Handkoffer auf die Vorderplattform geworfen, und Vetter Luß pflanzte sich breitpurig auf dem hintern Stehplatz auf, weil er noch einen Zigarrenstummel zu Ende rauchen wollte. Errika starrte nur immer ganz entgeistert auf die Glastür, durch deren betaute Scheiben sie die riesigen Umrisse von Lußens Gestalt sehen konnte. War das denn nur möglich? Dieser Dide da draußen sollte der schlanke Luß sein? —

Jetzt winkte er zum Aussteigen und leuchte dann mit ihrem Koffer die etwas steil ansteigende, mit Kastanien bepflanzte Straße empor, stieß mit dem Fuße die Gartenpforte eines hübschen Zweifamilienhauses auf, dabei mit der freien Linken auf den Knopf der Hausglocke drückend, worauf in der Haustür eine kleine, rundliche Frau mit schlicht geschitteltem Blondhaar erschien, in der Errika das Dienstmädchen vermutete. Das Schirmpalet entfiel ihr vor Schrecken, als Luß rief: „Hier, Leni, bringe ich dir unser Seideblümchen!“

Errika fühlte sich unacmt, auf beide Wangen geküßt und dann in ein kleines Stübchen geschoben.

„Du mußt halt vorliebnehmen, Nitschen! Bist eben bei armen Mimen zu Gaste. Aber es wird dir schon gefallen. Und nun mach dich ein bißel frisch und komm dann zum Kaffee herüber.“

Errika sank fassungslos auf einen Stuhl. Nitschen nannte sie diese Person! Ihren schönen poetischen Namen so zu verunstalten! Und das war Lußens Frau! Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Hilflos blickte sie sich in dem sehr einfachen, aber bligjaubern Stübchen um. Auf der Kommode stand in einem blauen Tonfrug ein großer Busch Erika. Der wirkte wie eine Erköfung auf das maßlos enttäuschte Mädchen. Gewaltig richtete es sich auf. Nur nichts merken lassen! Die blauen Glöckchen der Lieblingsblume schienen ihr zuzuraunen, daß es nicht ganz so prosaisch hier wäre, wie der Empfang verhieß. Herrgott, er blieb doch der große Künstler, wenn er auch ein bißchen did, allerdings ein bißchen je h r did, geworden war. Eben ließ sich seine tönende Stimme vor ihrer Tür vernehmen: „Fortig, Seideblümchen? Der Kaffee wartet.“ Die Stimme war wenigstens unverändert geblieben und entzückte sie wieder durch ihren Wohlklang. Rasch fuhr sie sich mit dem nassen Handtuchzipfel übers Gesicht und folgte Luß in das Wohnzimmer, das ein wertwürdiges Gemisch von altmodischen Kirchhammübeln und modernen Geräten aufwies. Der Kaffeetisch war mit modernem Porzellan und schönem Silber gedeckt. Aber jetzt gab es ihr einen Stich durch und durch, denn der Hausherr erschien mit einem großen Brett, auf dem die Milchkanne, der Zuckerkorb und ein hochgetürmter Augenteller standen, und vollendete das Dedon des Tisches. Wie er das tat, so selbstverständlich und so geschickt!

Errika hatte das Gefühl, daß er in dem dienstbotenlosen Haushalt wohl immer als Mädchen für alles „auftrat“ und deshalb auch gewiß sofort in ein mehr bequemeres als schönes Hauskleid geschlüpft war. Es bestand aus einer karierten Hausjoppe, deren gepöhlte Nähte und aller Ecken hervorragendes Futter nicht allein von ihrem ehrowürdigen Alter, sondern auch davon Zeugnis gaben, daß sie für schlantere Körperverhältnisse angeschafft wurde. Der Umlegebogen der Joppe war mit einer Sicherheitsnadel hochgesteckt, um das Fehlen eines Wäschetragens zu verdecken. An den Füßen trug der jugendliche Held ausgegetrene Filzschuhe. Errika wurde von einer grenzenlosen Ermüderung befallen. Sie mußte an ihren Vater denken, der sich selbst als alter Herr solcher Nachlässigkeit nicht schuldig gemacht hätte, und an den stets tadellos gekleideten Doktor Herbst.

Jetzt kam die Hausfrau und mit ihr der zweite Stich in Erikas Herz. Sie brachte den Kaffee in einer irdenen, braunen Kanne, die

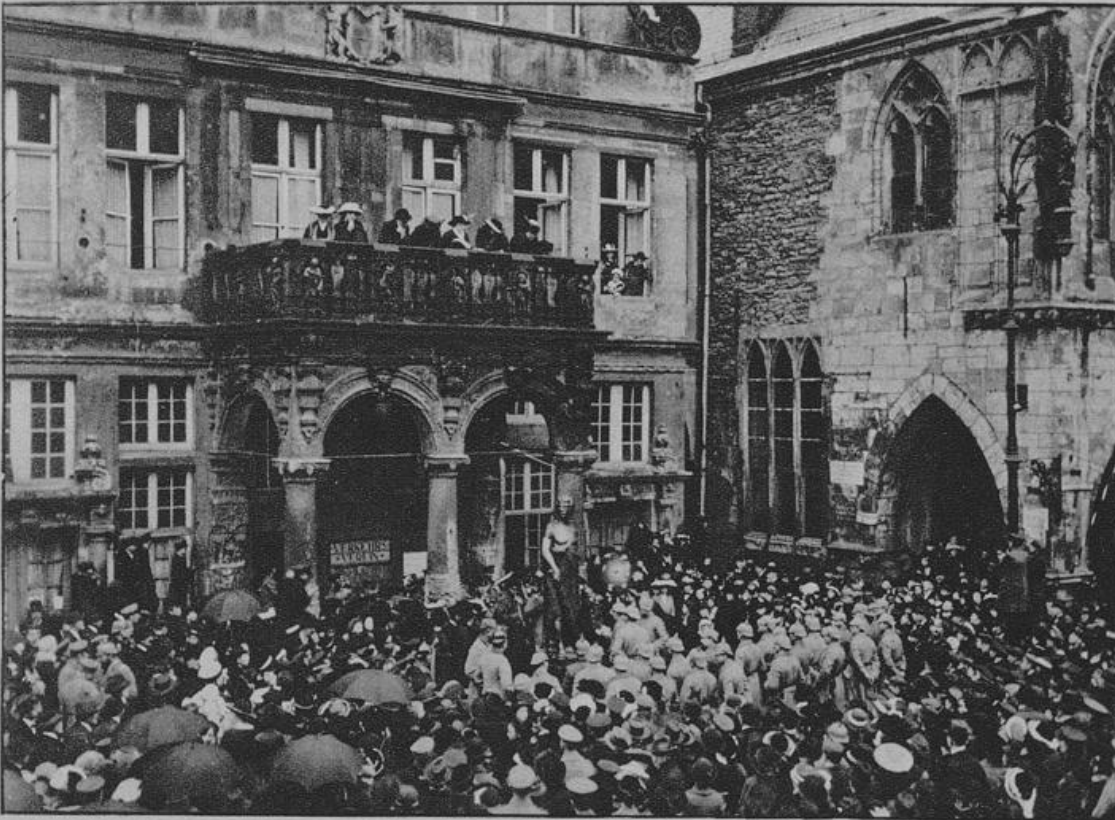
seltsam genug von den hübschen Tassen und dem feinen Silber abtrach. Der semmelblonde Trank, der aus dem abgeschlagenen Schnänzchen der Kanne floß, verriet sich schon durch seinen Geruch als Kneippstafsee, der für das verwöhnte junge Mädchen fürchterlich war. Aber sie nahm sich zusammen, schluckte tapfer die Brähe hinunter und würgte an dem trocknen Bäderluchen, der aber dem Ehepaar ausgezeichnet zu schmecken schien. Während des Kaffeetrinkens hatte Erika Muße, ihre Gastfreunde zu betrachten. Mit Helene war sie rasch fertig. Sie sah mit ihrem runden, rosigen Gesicht herzlich unbedeutend, aber auch herzensgut aus. Aber in dem feisten und fahlen Gesicht Luzens suchte Erika vergeblich die idealen Züge des Jünglings von dazumal. Keine Spur von Geist thronte auf der breiten, schon tiefe Hofratseden aufweisenden Stirn, die nicht wie früher von kastanienbraunen Locken umrahmt wurde. Das Haar war ziemlich kurz geschritten und zeigte

„Na, so dick bin ich doch, weiß Gott, nicht geworden,“ entrüstete sich Luz. „Das sieht nur hier zu Hause so aus. Auf der Bühne bin ich noch schön schlank. Oder wagst du daran zu zweifeln, Heideblümchen? Dann sollst du mir übermorgen abend, nachdem du mich als Romeo gesehen, diesen empörenden Zweifel fußfällig abbitten.“

„Spieltst du heute und morgen nicht?“ erkundigte sich Erika, die nun, wo die Rede auf das Theater kam, wie erlöst war.

„Erlaube, teuerste Kusine, ich bin doch nicht in Possemüdel an der Schmiere engagiert, daß ich allabendlich auf den Brettern erscheinen müßte. Hier am Hoftheater gibt es wöchentlich nur zweimal Schauspiel und fünfmal Oper.“

„Nur zweimal Schauspiel?“ rief Erika enttäuscht aus. „Ja, unter diesen Verhältnissen werde ich dich in der Zeit meines Hierseins höchstens viermal spielen sehen?“



Angehörige des Landsturmbataillons Münster benagen das Kriegswahrzeichen „Junggermane“ in Münster (Westf.)

eine sonderbare Farbe, die stellenweise sogar fuchsig wirkte. Und was war aus den wunderschönen Augen geworden! Wohl hatten sie noch ihre stahlblaue Farbe, aber durch die vollen Wangen erschienen sie kleiner und schauten nicht mehr feurig, sondern gleichgültig in die Welt.

Luz hatte die forschenden Blicke Eritas ebenso bemerkt wie ihre Schweigsamkeit. „Du findest mich wohl verändert, was?“ fragte er, und als sie nur stumm, aber vielsagend nickte, setzte er mit einem kurzen Auflachen hinzu: „Ja, Herzchen, die Zeiten der wehenden Locken und des himmelblauen Idealismus sind vorüber.“

„Aber du spielst doch noch die jugendlichen Helden und Liebhaber?“

„Na, sei so gut! Was sollte ich denn sonst spielen? Findest du mich vielleicht schon zu alt dazu?“

„Zu alt nicht, aber zu —“, sie kämpfte mit einer Verlegenheit.

„Zu dick! Sag's geradheraus, Mädchen!“ ermunterte Helene und stellte das Kaffeegeschirr zusammen.

Luz mußte lachen. Gönnerhaft tätschelte er ihr die rosige Wange und sagte: „Das wird so kommen, kleines Zummchen. Aber die Oper soll dich entschädigen.“ Und als sie darauf nur traurig mit dem Kopfe schüttelte, fragte er wirklich gerührt: „Wie, kann sie das nicht? So gern müchtest du mich, nur mich spielen sehen? Das ist lieb von dir, Kleinschen. Zur Belohnung werde ich nun ganz allein für dich spielen. Paß auf, du wirst es spüren. Aber nun komm, laß dir unser Reich zeigen. Es ist nur klein, aber uns anspruchlosen Leuten genügt es.“ Er schob seine Hand durch Eritas Arm und geleitete sie in sein Arbeitszimmer. Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust. Ja, hier hatte man doch das Gefühl, bei einem Künstler zu sein! Mächtige Lorbeerkränze mit prachtvollen Schleifen an den Wänden, dazwischen die Bilder, Büsten und Totenmasken berühmter Dichter und Bühnenkünstler. Unter einer riesigen Phönixpalme eine Ruhebett mit kostbarem Wärenfell. Im Erker der schräggestellte Diplomatschreibtisch

mit elegantem Gerät und zahlreichen Bildern in schönen Rahmen. Ein Bücherstapel mit der nicht großen, aber schön gebundenen Bibliothek. Das alles wirkte vornehm und künstlerisch, nur machte das Zimmer einen unbewohnten Eindruck.

„Welch herrliche Pflanzen!“ rief Erta aus, bewundernd vor einer großen Fächerpalme stehen bleibend.

„Alles Geschenke von Gönnerinnen und Verehrern,“ erklärte Luz stolz, um aber gleich hinzuzusetzen: „Weniger poetische wären mir lieber. Sie nehmen unheimlich viel Platz weg, sind die schlimmsten Staubansammler und machen eine Heidenarbeit, und dann muß man ihretwegen das Zimmer heizen.“

Die andern Räume boten wieder das seltsame Gemisch von ererbtem Altväterhausrat und modernen Ergänzungsstücken. Die sehr große Küche erinnerte in ihrer Einrichtung an die Wohnküche kleiner Leute und erweckte in Erta den Verdacht, daß sie in der Hauptsache wohl der Schauplatz des Familienlebens des Ehepaars sei. Lange lag Erta an diesem Abend noch wach in dem schmalen Bett und ließ die Ereignisse des Tages an sich vorübergehen. Und da wollte sie so etwas wie Heimweh beschleichen nach dem harmonischen, vornehmen Elternhause, der feinsinnigen Mutter und — dem Freunde mit den besorgten Augen, den sie so oft einen „Schulmeister“ gescholten, wenn er ihre Vorliebe für Künstler nicht im selben Maße teilte. O, wenn der einen Blick hier herein tun könnte, in dieses Gemisch von Künstler- und Kleinbürgertum! — In den nächsten Tagen machte Luz Erta mit den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt bekannt. — Stolz schritt Erta an Luzens Seite durch die Straßen. Er hatte sich sorgfältig gekleidet; überall grüßte man ihn achtungsvoll, und die Damen schauten sich viel nach ihm um. Das machte großen Eindruck auf Erta, nur ärgerte sie seine Gleichgültigkeit, mit der er alle diese Zeichen einer erhöhten Aufmerksamkeit hinnahm. Auf eine Bemerkung ihrerseits meinte er lachend: „Du kleines Mädel! Das ist mir doch so gleich, ob sich diese Leute nach mir umbrehen oder nicht. Wenn sie ihre Teilnahme nicht greifbarer beweisen wollen, mögen sie es bleiben lassen.“

„Greifbarer? Wie meinst du das?“

Er führte das fragend zu ihm aufsehende Mädchen an die Auslage eines Juwelierladens. „Da, schau, welch reizende und kostbare Säckelchen! Glaubst du nicht, daß die viel nachdrücklicher eine Teilnahme bekunden dürften als Briefe, Blide, Palmen und anderes Grünzeug?“

„Zigeuner!“ fuhr es Erta durch den Kopf. Eine peinliche Erinnerung an ein Gespräch mit Doktor Herbst wurde in ihr lebendig. Sie hatte sich behauptet, daß alle Künstler Idealisten seien, worauf er sie in seiner kurzen, spöttischen Weise allesamt Zigeuner schalt und in beleidigender Weise die Handbewegung des Heischens machte. —

Auch das Studium seiner Rollen, das Luz in der Küche oder im Wohnzimmer, bald auf und abgehend, bald sich auf dem Sofa räkelnd ausführte, enttäuschte sie sehr. Er ging durchaus nicht mit

Begeisterung an seine Rollen, empfand sie nur als Last und machte öde Witze darüber. Mit gespannten Erwartungen sah Erta der Auf-führung von Romeo und Julia entgegen. Schon nachmittags kam der bewußte Dämpfer. Sie trat unvermutet in die Küche und fand ihren Gelben vor einem am Fenster angehängten Spiegel eifrig damit beschäftigt, sich das Haar frisch aufzufärben. Als sie wie zur Salzsäule erstarrt in der Tür stehen blieb, wollte er sich totlachen über ihr Entsetzen und sang ihr dann den Rest des Nachmittags den Reim vor: „Und mein Stamm sind jene Asra, welche färben, wenn sie lieben!“

Auf der Bühne übte er dann aber doch noch den alten Zauber auf sie aus und sie mußte sich immer wieder fragen, ob dieser sich natürlich gebende, feurige Romeo jener abgestumpfte, fette Luz von daheim war. Er hatte auch recht behalten: er sah gut und, wenigstens in der Gestalt, nicht bid aus. Nur die feisten Wangen waren nicht weg-zuschminken gewesen.

Während der großen Pause wurde sie unabsichtlich Zeuge eines Gesprächs über ihn, das zwei Herren, anscheinend Vertreter der Presse, führten. Darous ging hervor, daß er auf Wiedereinstellung nach Ablauf seines Vertrages kaum zu rechnen habe, wenn er nicht ins Fach der Charakterdarsteller und Seldenväter überginge. Und was Erta bei diesem Gespräch am tiefsten traf, war, daß man an seinem Können in diesen Fächern, die denn doch etwas mehr Tiefe und gründlichere Vorbildung verlangten, zweifelte. Wie geschlagen schlich sie zu ihrem Plage, um den ganzen Abend keinen Genuß mehr von seinem Spiel zu haben. Auch nachher im Kaffeehaus, wo Helene ihrer wartete, blieb sie schweigsam und verstimmt. Es gab auch wieder Enttäuschungen aller Art. So erregte ihre Frage, ob sich die Kollegen nach den Vorstellungen nicht im Kaffeehaus trafen und gemütlich miteinander verkehrten, teils höhnisches Lachen, teils heftige Abwehr. Man habe sich schon auf den Proben über und danke Gott, wenn man sich

später nicht mehr zu sehen brauche. — Es verging kein Tag, an dem Erta nicht einen Wahn eingebüßt

hätte. Den ganzen häßlichen Theaterlatz mit seinen Mänten, seinem Haß, Reid und seiner niedrigen Verleumdung lernte sie durch die Berichte Luzens kennen. Helene spannte schon immer auf seine Heimkehr aus den Proben, denn das Leben hinter den Kulissen war ihr tausendmal reizvoller, als der Künstlerberuf ihres Gatten und seine Erfolge beim Publikum. Nur die klingenden Erfolge wußten beide zu schätzen, und so war ihnen auch die mitunter aufstauende Sorge der fraglichen Wiederverneuerung des Vertrages nur deshalb quälend, weil das sorglose Dasein dadurch bedroht wurde, nicht, weil Luz an künstlerischem Ruf einbüßen würde oder vielleicht gar der Kunst entzogen müßte.

Wetkommen fragte sich Erta dann jedesmal, wie schwer und wie wenig ideal das Leben an einer Provinzbühne sein müsse, wenn hier an dieser angesehenen Hofbühne schon so viel Schattenseiten zu finden waren. Immer mehr erkannte sie, auf welch tönernen Füßen der Altar, zu dem sie andachtsvoll aufgesehen, geruht, und, daß e



Deutscher Soldat kauft sich bei einer Händlerin im türkischen Viertel zu Üstüb Kastanien. Phot. N. Grohs

...Götzenbilder und keine hehren Götter waren, die sie geliebt und verehrt hatte. Den Mut und die Lust, den Vetter zu bitten, ihre Verehrung zu prüfen, hatten ihr diese Enttäuschungen längst geraubt. Kein Wort kam davon über ihre Lippen. Als die vierzehn Tage um waren und sie an die Heimreise denken mußte, waren ihre Ideale völlig zusammen gebrochen. Am letzten Abend noch bereitete ihr der Vetter eine arge Enttäuschung. Er hatte einmal durchblicken lassen, daß er eine Blumenpende von ihr erwartet habe. So opferte sie denn ihr letztes Taschengeld für einen schönen Kranz mit blauer Schleife und beauftragte den Blumenhändler, ihn pünktlich nach dem zweiten Akt der Hermannschlacht ihrem Vetter überreichen zu lassen. Vor Aufregung fiebernd saß sie auf ihrem Stuhl und wartete auf den großen

Augenblick. Aber bei den vielen Verwandlungen dieses Stüdes fand ein hervorragender Mißschluß nicht statt, und so blieb auch der Kranz aus. Man hatte ihn dem Künstler im Umkleideraum überreicht; und aus dem lähnen Dank, der ihr später wurde, konnte sie so recht erkennen, daß ihr Opfer wertlos war, weil es nicht vor den Augen der Öffentlichkeit gesendet wurde. Das war der Tropfen, der das Maß ihrer Enttäuschung und Ernüchterung zum Überfließen brachte. Bitterlich weinend brachte sie die letzte Nacht in M... zu und fuhr am andern Tage mit bettelarm gewordenem Herzen heim. Nach wenigen Wochen flog Luß Erdmann die Anzeige von der Verzeigung des Dr. med. Hans Herbst mit Erta Schönberg ins Haus. Die Radikalur hatte ihre Wirkung getan.



Seldgraue Schmiede und Schlosserei in einem Eisenbahnwagen des Ostens. Phot. E. Venninghoven.



Seldgraue Schreinerwerkstatt in einem Eisenbahnwagen im Osten. Phot. E. Venninghoven.



Feldwache in dem alten, verfallenen türkischen Gebirgswachtthaus Dastowo.

Kilophot. G. m. b. H.



Auf dem Marsche nach Prozzenje über verschneite Gebirgswege.

Kilophot. G. m. b. H.

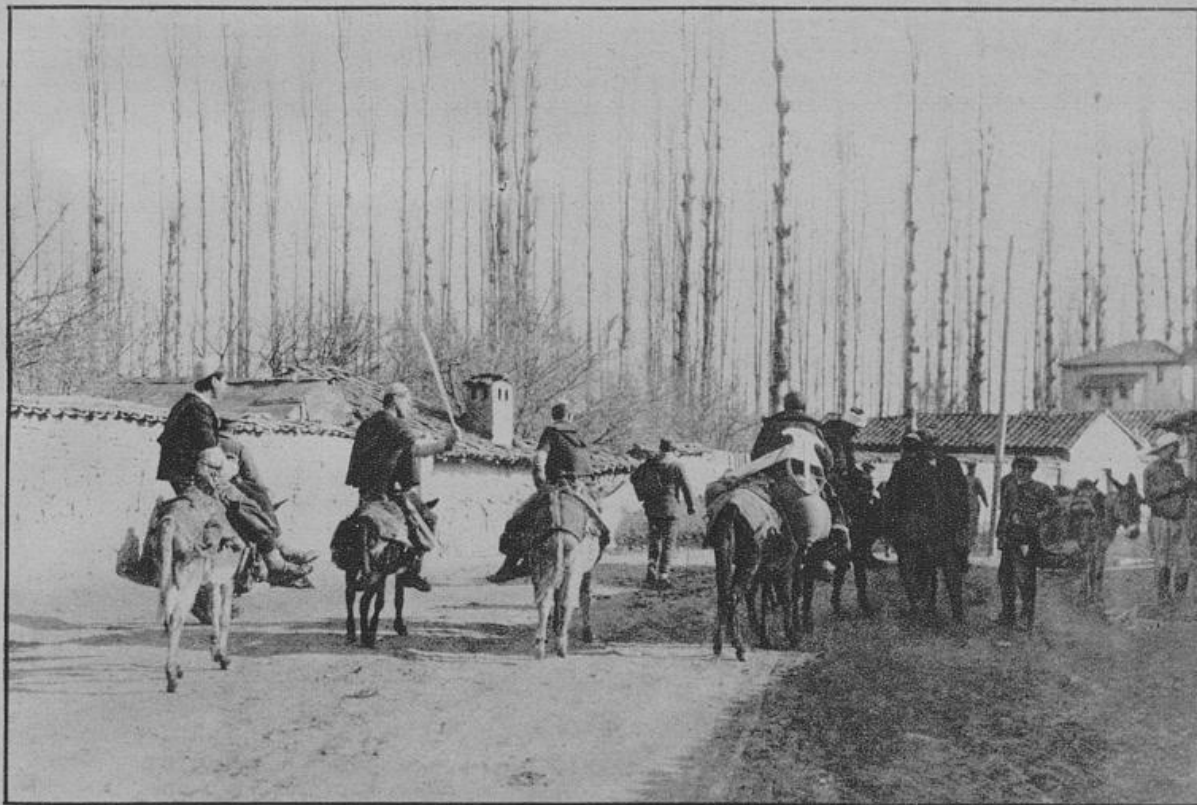
Schloß Sanssouci.

Von Grete Raffé.

Wir hatten es Schloß Sanssouci genannt, das graue Schloßchen auf einem Hügel der Champagne, weil es einesteils in Bau und Anlage dem Lieblingschloß Friedrichs des Großen etwas ähnelte und andernteils, weil es, ein wunderbarer, glücklicher Anblick, ganz unversehrt und unbeschädigt in einer ringsum verwüsteten Gegend so friedlich inmitten reizender Waldungen lag und uns nach dem entbehrungsvollen Leben in den Schützengräben mit seinem ländlichen Dasein wie ein kleines Paradies erschien.

So genossen wir denn in vollen Zügen die kurze Raft.

Baronesse Lucile war nicht schön. Dazu waren ihre Glieder zu edel und das Gesicht zu sommersprossig. Und doch ging von ihr ein pikanter Reiz aus, dem auch ich, wenn ich zwanzig Jahre jünger gewesen, vielleicht erlegen wäre wie der junge Femelden, der in Wertbestimmung getriert, wenigstens solange, bis wir eine Beugung erreicht, von der aus man kein Türmchen mehr von Schloß Sanssouci erblicken konnte, oder wie der ehrliche, gutmütige von der Lae, der kampfhaft aber vergeblich bemüht war, zu verbergen, daß sein Herz von Luciles Reiz ganz eingenommen war.



Auf Eseln reitende Mönche im Wardargebiet (Mazedonien) kehren in ihr Kloster zurück.

Phot. N. Semzede.

Das alte Ehepaar, Baron und Baronin de Quinque, war von vornehmer Höflichkeit als Gastgeber, wenn auch die Trauer und der Gram in ihren blassen Mienen von dem Schmerz sprachen, den sie litten um ihr unglückliches Vaterland.

Pferde und Wagen im Stall, eine gutgeschulte Dienerschaft waren zu unserer Verfügung. Raffige Hunde, edle Weine, eine gewählte Bücherei, die mehr mit Liebhaberkreunde als Gelehrtenverständnis zusammengetragenen Sammlungen des Barons sorgten für Zerstreuung, und Baronesse Lucile brachte uns die Atmosphäre von Reiz, Weiblichkeit und Pikanterie nahe, in der erst viele Männer aufzuleben und gefellig und vergnügt zu werden beginnen. So richtete denn auch die launenhafte Lucile, als sie mit ihren weißen Bindspielen auf der Terrasse erschien, in unserer kleinen Gruppe Verwirrung und in diesem oder jenem Herzen ein Feuerchen an, das, wenn es auch nur ein Strohsfeuer war, doch mit seinem schönen Schein und seinem Prasseln die Tage unseres Daseins im Schloßchen Sanssouci angenehm belebte.

Keiner hätte zu sagen vermocht, worin der Zauber bestand, mit dem die kleine Lucile die Männer zu fesseln vermochte, und doch ging er unzweifelhaft von ihr aus und war auch, wie ein aufmerksamer Beobachter an dem spöttischen und überlegenen Zuden ihres Mundes, wenn sie eine Guldigung entgegennahm, bemerken konnte, in allen seinen Wirkungen bereits von ihr erprobt.

So sah man denn auf Wegen und Stegen zwischen der hohen Reitergestalt des jungen, schmalen Femelden und der nicht minder hohen des breitschulterigen, stattlichen von der Lae das Rennweckfigurchen der temperamentvollen Lucile, die Reitgerte in der Hand, mit der sie den Sand des Weges aufwirbelte oder spielerisch in Gras oder Blätter hineinschlug, das räffige Anabendköpfchen auf dem mageren Fälschen lebhaft bald nach rechts, bald nach links gewandt, auf dem diden, braunroten Haar ein grüner Filz, der sie zum Entzünden kleidete, und bald hier, bald da vernahm man den hellen Klang ihrer ohne Pause dahinstürzenden Rede, der sich anhörte wie das Klopfen des Spechtes

im Walde oder das Rintpint eines Spatenschnabels, der an eine Fenster Scheibe pocht.

Mir war es sonst nicht angenehm, Offiziere meines Regiments in einen Flirt mit den graziösen Bewohnerinnen des Landes verstrickt zu sehen, von denen ich wohl der einen oder andern zutraute, daß sie fähig wäre, bei Nacht am Feind — um das Wort der Hebräischen Mariamne zu gebrauchen — „die Skagentat der Judith zu wiederholen“. Aber die kleinen Hände der Lucile waren keine Mörderinnenhände. So ließ ich denn die beiden jungen Reden gewähren. Wußte ich doch, dies bißchen Verliebtheit, das sie durchwühlte, ging im Ernst nicht tief, würde im Dienst verwehen, wie das Parfüm in den Kleidern verweht, wenn frischer, starker Wind sie umbraust. Warum sollte ich ihnen, die schon monatelang so tapfer und heldenhaft auf ihrem entbehrungsreichen Posten in diesem furchtbarsten aller Kriege ausgeharrt, die Zerstreuung nicht gönnen? Kein Herz würde dabei einen Sprung fürs Leben bekommen, nicht das meiner jungen Leutnants und auch nicht das der rotbraunhaarigen Baronesse, die das Spiel mit Feuer allen Anzeichen nach gewohnt war und es mit großer Meisterhaft betrieb.

Im übrigen erwartete ich täglich den Befehl zum Aufbruch.

Also ward eine etwa schon entsetzende Gefahr bereits im Keime erstickt. Nur kurze Frist noch, und Schloßchen Sanssouci lag hinter uns wie ein Traum, der ausgeträumt.

So kam der letzte Tag unseres Aufenthalts. Am Nachmittag saßen wir noch, Zigaretten rauchend, vereint mit unseren Wirten auf der Terrasse. Baronesse Lucile, die sonst immer nur im Reittleid oder Sportanzug umhergegangen war, trug ein Gesellschaftsleid von kraßem Grün und Schmutz an Hals und Armen. Aber trotz des Festkleides und der koketten Schuhe wirkte sie mit ihrer Zigarette zwischen den Fingern und dem in den Sessel gelehnten leden Bübentöpfchen doch wieder wie ein Gassenjunge, der am liebsten Grimassen schneiden und hinaus in die Freiheit stürmen möchte, um auf die Bäume zu klettern und mit der Flinte Kleinwild niederzuknallen.

Und da — indes ich durch die Glastüren des Zimmers, vor dem wir saßen, bemerkte, wie der Zeiger auf der Empire-Uhr die V auf dem Zifferblatt berührte — erschien der Flieger wieder über dem Schloßchen, den ich während unseres Aufenthaltes an jedem Nachmittag zu dieser Zeit hatte erscheinen sehen. Zuerst hatte ich geglaubt — denn ich hatte gleich erkannt, daß es ein französischer Flieger war —

sein Besuch gälte uns und hätte den Zued, Bomben auf uns herabzuwerfen. Aber nichts geschah. Er kam heran, senkte sich niedriger, umflog das Schloß in bald engen, bald weiteren Kreisen, stieg wieder empor und verschwand im Blauen.

Was ich schon geahnt, ward mir heute klar. Nicht uns, sondern Lucile suchte sein spähenendes Auge. Zwischen ihnen bestand ein Geheimnis. Darin bekräftigte mich der Blick, mit dem die Augen Luciles dem Sinken und Gleiten und Umherirren des Flugzeugs gefolgt waren. Es war ein Blick voll Hohn, Verachtung, Triumph und Trost, es war der Blick des Weibes, das gleichgültig über das Herz ihr zu Füßen hinwegschreitet, dessen Liebe ihr lästig geworden ist. Sie blieb ganz still und unbewegt. Mich aber durchrieselte ein Schauer. Der Flieger dort oben erschien mir wie ein großer, unheilbringender Raubvogel, der in unruhigen Stößen seine Beute umkreist. Aber schließlich — was kümmerte mich Lucile! Möchte sie allein mit ihren Liebhabern fertig werden. Manns oder vielmehr Weibs genug war sie dazu.

Wir aber ritten davon, und die anfänglich sentimentalen und sehnsuchtsvollen Mienen meines jungen Femelden und von der Lae wurden immer klarer und gleichmütiger, je mehr hinter uns Schloß Sanssouci in die Ferne rückte. Wieder näherten wir uns den wohlbekannten Stätten, wo der anstrengende Stellungskrieg täglich von uns eiserne Nerven, unerschöpfliche Geduld und Kaltblütigkeit forderte.

Der Dienst verlangte wieder sein Recht, und mit dem Augenblick waren meine prächtigen Kerle, wie ich es nicht anders von ihnen erwartet hatte, geheilt von allen Liebestorheiten, waren ernst, sachlich, gesammelt und angepannt.

Mich aber führte der Weg einige Wochen später doch noch einmal am Schloßchen Sanssouci vorüber.

Doch ich machte nicht halt, sondern ritt eilends davon, denn da, wo es gestanden hatte, war nichts als ein Trümmerhaufen. Ich hätte ja hinunter ins Dorf reiten können, um zu erfahren, was hier in Wahrheit geschehen war, vor allem, ob der wirklich ritterliche Baron und die zarte Frau, ob unsere Lucile mit dem Leben davongekommen waren. Aber ich scheute mich vor den Einzelheiten. Mir träumte es so: auf Schloß Sanssouci waren Feuer und Pech, die ein Adler, es in unruhigen Flügen umkreisend, aus seinen Fängen niederregnen ließ, herabgegangen, um eine Ungetreue, die die Liebe verachtete, unter seinen Trümmern zu begraben.



Luise Dumont,

die bedeutende Schauspielerin und Direktorin des Düsseldorfer Schauspielhauses beging ihren 50. Geburtstag. Phot. Becker & Maag.